

Götterdämmerung

Eine Bestandsaufnahme der Stille

FRANÇOIS CASSINGENA-TRÉVEDY

Stille von der Wörter Gnaden

Über die Stille zu sprechen, ist gewagt: Stört sie nicht schon ein einziges über sie gesagtes Wort? Heißt von ihr sprechen nicht, sie zu verderben, sich ihrer strengen Herrschaft zu entziehen? Heißt es nicht, jenen Engel zu beleidigen, der, ein Schulmeister vor einer Schar von Lausebengeln, den Finger auf die Lippen legt und unserem Lärmen Einhalt gebietet? Und da das Stillschweigen für sich spricht, müsste dann nicht auch das Sprechen über es vor allem stillschweigend geschehen? Wir sind es seit Langem – seit der gesamten Zeit unserer Zerstreuung – gewohnt, »Sei still!« als einen Befehl zu verstehen. Einen Befehl aller Eltern, Erzieher und Lehrer, die sich jemals unserer angenommen haben. Manche der für unsere soziale Dressur verantwortlichen Personen haben uns durch ihr Ungeschick mit der Zeit vielleicht dazu gebracht, »Sei still!« instinktiv als Interdikt, Verbot, Verdikt, das heißt als ein über jedes Wort (und vielleicht sogar über uns selbst, wer weiß?) verhängtes Todesurteil zu verstehen, womit sich *interdicere* (untersagen) unglücklicherweise als der Zwilling von *interficere* (töten) erwies. Das ist ein unheilvolles Verständnis von »Interdikt« ...

Gott sei Dank gibt es aber noch eine andere Deutung. Wir für unseren Teil würden unter »Interdikt« gerne das verstehen, was man *inter*, dazwischen, sagt, mit anderen Worten: das Zwischengesagte. Und wozwischen sollte dieses Gesagte gesagt werden, wenn nicht zwischen Momenten des Stillschweigens? Zumindest solange die Momente des Stillschweigens nicht selbst im eigentlichen und höchsten Sinne Gesagtes – *ultima verba* – sind zwischen alledem, was pflichtschuldigst, unvollständig oder vergeblich gesagt wird. Nicht von ungefähr nennt man eine Stille zuweilen »vielsagend«. Eine solche Stille hallt noch lange nach, länger vielleicht als das Wort, ganz gleich, ob sie vor oder nach dem Wort

spricht. Eine »Länge« der Stille und zwei »Kürzen« des Worts: der »Daktylus«; zwei »Kürzen« des Worts und eine »Länge« der Stille: der Anapäst – beides Metren, die für den, der zu hören versteht, in die innerste Zwiesprache der Wesen und Dinge, in die laufende Prosodie des Lebens eintreten. Jedenfalls ist das »Sei still!« ein erfreuliches »Interdikt«: nicht so sehr das Stillschweigen, das einige (wenn auch oft durch unsere eigene Schuld) uns glauben auferlegen zu müssen, als vielmehr die Stille – das große Schweigen –, die sich uns selbst auferlegt oder, besser gesagt, die sich auf uns, die sich mitten zwischen uns legt, ohne je eine Last zu sein.

Sagen wir also, es ist ein Paradox, über das Stillschweigen zu sprechen. Und doch: Gäbe es denn die Stille, wenn wir nicht über sie sprächen? Was wäre die Stille – gäbe es überhaupt Stille in der Welt ohne diese Wörter, diese wenigen Wörter, die zuweilen die Gabe haben, sie herbeizurufen, als wollte sie ihr Stillesein gleichsam zu treuen Händen an sie verleihen? Denn es gibt in der Tat Wörter, die die Stille beinahe berühren, ihr nahekommen und sie somit schlechterdings zur Welt bringen, ihre Konsistenz festigen und ihr akustisches Feld ausbreiten; Wörter, die die Stille hat reifen lassen, und Wörter, deren Mündung die Stille ist. So vermögen die wundersamen Worte des Dichters die Stille auszudrücken und immer neu erblühen zu lassen wie die zum Glück seltenen Sternbilder, in denen die Vorherrschaft der sie umgebenden Nacht greifbar wird.

*»O meine Stille! ... Bau in meiner Seele,
doch First aus Gold mit tausend Ziegeln, Dach!*

*Gedulden, Gedulden, Gedulden,
Gedulden unter dem Blau!*

*Was wir dem Schweigen verschulden,
macht uns das Reifen genau!¹*

Die Stille zwischen gewählten Wörtern zu benennen heißt schon, für ihre Einkehr zu sorgen; ihre Silben zu buchstabieren und sie zum Klingen zu bringen heißt schon, sich auf sie zu berufen und das Exil zu bezeugen, in dem man sich fern von ihr befindet. Da sie von der Artikulation der Wörter abhängt, die sie locken und liebkosen, ist die Existenz der Stille keineswegs in der Wort-Fremde oder, vom Wort aus betrachtet, am entgegengesetzten Ende der Welt angesiedelt, sondern selbst ausgesprochen »logisch«, ja mehr noch: Der *Logos*, der die Stille benennt, sie beschreibt, ihre Wellen ausbreitet und ihr Königreich ausdehnt, muss sozusagen von derselben Art und demselben Stoff sein wie sie. Von derselben Schwere, derselben Dichte, derselben Körnung, demselben Gehalt. Es liegt auf der Hand, dass Wort und Schweigen auf dieser Höhe – oder in dieser Tiefe – keine Widersacher, keine Alternativen, keine unvereinbaren Begriffe mehr, sondern untrennbare Gesprächspartner, die wesensgleichen Inhaltsstoffe ein und derselben Sprache sind. Und ebenso, wie die Stille nicht ohne bestimmte menschliche Wörter existieren würde, die sie absondern, sie ausdrücken und in denen sie sich gleichsam niederschlägt, könnten wir sie auch in der Natur weder

wahrnehmen noch erkennen, wenn es nicht gewisse Geräusche gäbe, die sie nicht etwa wie Parasiten beschädigen, sondern ihre Präsenz hervorheben und wie der Strich des Künstlers auf dem weißen Blatt ihre ausgesuchte, kristallene Klarheit zur Geltung bringen. Würde die Stille der Nacht uns beeindrucken, wenn sie nicht vom Ruf der Nachtigall oder der Schleiereule zerrissen würde? Oder die Stille der Berge, wenn sie nicht generalbassartig vom Plätschern einer Quelle unterlegt wäre? Oder die Stille unseres eigenen Zimmers, wenn nicht der Wind seine tiefen oder scharfen Klagetöne durch die providenzielle Flöte eines nicht ganz geschlossenen Fensters bliese? Tatsächlich sind solche Kontrapunkte wesentlich, denn sie sind – auf der Ebene der Subjektivität noch mehr als im Bereich der bloßen Akustik – die »Offenbarer« der Stille. Der Klang ist – sofern denn Provenienz in der Natur der Dinge oder im Geist des Menschen eine Rolle spielt – nicht etwa ein Unruhestifter: Er ist der Verbündete der Stille, er ist ihre Legierung, er ist recht eigentlich ihr Fleisch; er legt ihr Spektrum auseinander, er ist das Medium, in dem sie sich bricht wie das Licht im Wasser. Die durch die verschiedenen (von den Elementen oder von den Lebewesen verursachten) Klänge des Universums vermittelte Phänomenhaftigkeit – oder Epiphanie – der Stille führt uns – natürlich – zum Geheimnis der Musik, deren Intention, deren tiefe Berufung nicht darin besteht, die Stille auszufüllen oder zu ersetzen oder zu verscheuchen, sondern ganz im Gegenteil sie herzustellen, sie zu bauen, sie zu inthronisieren, ihr einen Körper zu geben, der in Anbetracht der Ehrfurcht und Sammlung, die er hervorruft, auch ein verherrlichter Leib ist: die Qualität, die Vornehmheit, die Heiligkeit der Musik messen sich letztlich an ihrer Fähigkeit, auf positive Weise Stille zu *machen*, das heißt, die Stille paradoxerweise im Material des Tons selbst zu erzeugen und gleichzeitig den Zuhörer zur Stille hinzuführen. Die Stille ist nicht nur ein »Wert« im musiktheoretischen Wortsinn, das heißt ein struktureller Bestandteil der Musik, der gemessen und somit auch in der Partitur notiert werden kann: Sie ist das Ganze, das Meisterwerk, das Gesamtgebäude der Musik als eines universalen Guts, als eines menschlichen Phänomens.

Zwischen Archäologie und Eschatologie

Das Vordergründigste und Situativste, was die Stille in uns wachruft, ist instinktiv religiös und unsagbar nostalgisch eingefärbt. Denn die Stille ist unser Herkommen, und ebendieses Herkommen, dieses Einstmals, dieses Anderswo wird durch die demütigste Erfahrung echter Stille als Vorahnung greifbar. Des unaufhörlichen Herumerzählens müde – das uns zuweilen bis zur Trunkenheit schwindeln macht –, geben wir uns gerne der beruhigenden Vorstellung von einer ursprünglichen Stille hin, einer großen Stille, ungeteilt und weit wie ein Kontinent. Die valentinianische Gnosis hat – zumindest soweit Irenäus von Lyon ihren Bestand aufnimmt und ihr Gedankengebäude entwirft – der Stille so große Bedeutung beigemessen, dass sie sie in ihrer Theogonie hypostasiert und zur Vorfahrin des Logos erklärt hat:

»Es lehren die Valentinianer, in unsichtbaren und unnennbaren Höhen sei ein vollkommener Äon gewesen, der vor allem war. Diesen nennen sie auch Uranfang, Urvater und Tiefe. [...] Da er unfassbar, unsichtbar, ewig und unerzeugt ist, so ist er unermessliche Zeiten in tiefster Ruhe gewesen. Mit ihm hat zugleich angefangen die Ennoia [das Denken], die sie auch Charis [Gnade] und Sige [Stille] nennen. Nun ist jener einmal auf den Gedanken gekommen, von sich diesen Bythos als Anfang aller Dinge auszusenden und diesen Sprössling, den er auszusenden im Sinne gehabt hatte, wie ein Sperma gleichsam in den Mutterschoß der bei ihm befindlichen Sige [Stille] einzusenken.«²

Tatsächlich ist es eine ganze (ebenso affektive wie spekulative) Elementarbeziehung des Menschen zur Stille, eine ganze Anthropologie der Stille, die sich in einer solchen Mythologie, einer solchen »Theologie« widerspiegelt, denn wie man weiß, spricht die Theologie ebenso sehr vom Menschen wie von Gott, weil der Mensch, wenn er von Gott spricht, von sich selber spricht. Dieselbe Nostalgie meinen wir jedenfalls in der Rede an die personifizierte Nacht erkennen zu dürfen, die Péguy am Ende des *Porche du mystère de la deuxième vertu* dem Schöpfergott in den Mund legt:

»O süße, große, heilige, schöne Nacht, vielleicht die heiligste meiner Töchter,
Nacht im wehenden Kleid, im sternigen Kleid,
Du erinnerst mich an das große Schweigen, das war in der Welt
Vor dem Beginn des Reiches der Menschen.
Du verkündest mir dieses große Schweigen, das sein wird
Nach dem Beschluss des Reiches der Menschen, wenn ich mein Szepter wieder ergreife.
Und oft denk ich im Voraus daran, denn dieser Mensch macht wirklich gewaltigen Lärm.«³

Vor dem Hintergrund dieser grundlegenden und gebärenden Vorherigkeit im Verhältnis zum *Logos* – einer zugleich köstlichen und beunruhigenden Vorherigkeit –, die aus diesem das angestrebte Ziel einer großen Rückkehr (um nicht zu sagen: eines großen Rückschritts) macht, ist die Stille unsere Archäologie: Sie ist unsere gemeinsame Frühgeschichte. Sie ist *vor* all diesen Geschichten – vor dieser ganzen Weltgeschichte, die einen solchen Lärm macht. Und auch unsere persönliche Frühgeschichte ist auf ihrem Breitengrad angesiedelt und wird von ihr mit einem undefinierbaren Nimbus umhüllt: Denken wir nur an die Emotionen, die das Lied *Stille Nacht* in uns auslöst, das die Weihnachtsfeste unserer Kindheit verzaubert hat, an diese ganz besondere Landschaft, die durch seine ersten Worte und seine Melodie entsteht, an diese verborgene Region unser selbst, die der Klang oder auch nur die bloße Erinnerung daran in uns aufsteigen lässt. Die Stille ist unser verlorenes und zuweilen wiedergefundenes Paradies. Und sie ist zweifellos auch jene Gehenna, jene süße und wohltuende Gehenna, in die wir so viele Dinge, ja in die wir uns selbst gerne werfen würden und in die wir schließlich auch tatsächlich geworfen werden werden. Vielleicht wohnt in jedem von uns, vielleicht wohnt in uns allen letztlich die Sehnsucht nach der *in-fantia* (dem

Zustand dessen, der nicht spricht), vielleicht treibt uns insgeheim alle die Vorstellung von einem individuellen und kollektiven Goldenen Zeitalter der Stille oder, anders ausgedrückt, von einer glücklichen prä-logischen Ära (vor dem *Logos*) um, wobei sich hinter dieser Sehnsucht das Gefühl verbirgt, mit dem Zeitalter des Wortes sei ein Verlust, um nicht zu sagen eine Verirrung und ein Sündenfall eingetreten. Denn mit dem Wort kommt das Risiko der Auseinandersetzung, und der *Logos* läuft Gefahr, eine Ursünde zu begehen, die ihn in einen *Dia-log* zerbricht, dessen zugespitzte, erbitterte, bedrohliche Form die Dialektik ist: Sehen wir uns angesichts der Polemik, dieser wahrhaft höllischen, degenerierten Verwendung des Wortes, nicht automatisch nach der ungeteilten, unbestimmten, unterschiedslosen Stille zurück, die ein Garant des Friedens ist?

Die Stille ist nicht nur die klimatische Voraussetzung religiöser Handlungen und die unentbehrliche Bühne für das zeremonielle Verhalten des Menschen (man denke nur an das berühmte *Favete linguis* der antiken Libationen und Opferhandlungen)⁴: Sie ist, wie es scheint, auf noch subtilere Weise und in Anbetracht der Bewunderung und Verehrung, die sie auf sich zieht, selbst das letzte und geheimnisvolle Ziel jeder religiösen Prozedur. Denn so, wie es eine große Stille des Herkommens gibt, dessen Verlust man betrauert, so gibt es auch eine große Stille des Horizonts, eine wesentlich eschatologische Stille, der man entgegen-, zu der man mit ganzer Seele emporstrebt wie die mathematische Asymptote in ihrem Versuch, die Ordinate zu berühren. Dieses sublime Sich-Ausstrecken, diesen absoluten Gipfel vermochten Augustinus und Monika im paradoxen Kontext einer Unterhaltung, die zum Hymnus wurde (aber nach wie vor eindeutig aus Wörtern bestand ...), und mit Blick auf die Ankunft des einzigen wirklich erschöpfenden Wortes vom Fenster des Hauses in Ostia aus zu erahnen:

»Wir sagten uns also:

*Brächte es einer dahin, dass ihm alles Getöse der Sinnlichkeit schwände,
dass ihm schwänden alle Inbilder von Erde, Wasser, Luft,
dass ihm schwände auch das Himmelsgewölbe
und selbst die Seele gegen sich verstummte
und selbstvergessen über sich hinausschritte,
dass ihm verstummen die Träume und die Kundgaben der Phantasie,
dass jede Art Sprache, jede Art Zeichen
und alles, was in Flüchtigkeit sich ereignet,
ihm völlig verstummte [...]
und wenn nun Er allein spräche [...], nur durch sich selbst,
sodass wir sein Wort vernähmen ...»⁵*

Die Bedingungen dieser immanenten Schalldämmung (nämlich vor sich selbst und von sich selbst zu schweigen) können so rigoros sein, dass sie sogar die schlichte und einfache Selbstentfernung verlangen und anvisieren, als wäre die vollkommene Stille nur möglich, wenn auch das Subjekt verschwindet, das sie wahrnehmen und genießen soll. So lesen wir es in einem erstaunlichen, paroxysmalen und geradezu selbstmörderischen Text von Simone Weil:

»Ich begehre keineswegs, dass diese erschaffene Welt mir nicht mehr fühlbar sei, sondern dass nicht mehr ich es sei, der sie fühlbar ist. Denn mir kann sie ihr Geheimnis nicht sagen, das zu hoch ist. Dass ich fortginge – und der Schöpfer und das Geschöpf könnten ihre Geheimnisse austauschen!

Eine Landschaft so zu sehen, wie sie ist, wenn ich nicht darin bin ...

Wenn ich irgendwo bin, beflecke ich das Schweigen des Himmels und der Erde durch mein Atmen und das Schlagen meines Herzens.«⁶

Eine entfernt verwandte (wenn nicht inchoative) Spielart solcher Askesen, eine säkularisierte (und natürlich in metaphysischer Hinsicht weniger anspruchsvolle) Version dieser »Religion« der Stille begegnet uns etwa in der Faszination, die ein Kinofilm wie *Das große Schweigen* (2006) auszuüben vermochte, der in langen kargen Bildern die Welt der Kartäuser vor unseren Augen ausbreitet, oder auch in der derzeitigen Begeisterung für Treckingtouren in extremen Höhen oder geographischen Breiten, kurz: in einem gewissen, Grenzen aller Art gegenüber gemeinhin agnostischen Anachoretentum: In Kombination mit der Einsamkeit besitzt die Stille die ganze Anziehungskraft des Unberührten und Exotischen; diese »Fremde« ist es, die das Ohr braucht.

Eine Lichtung für das Gespräch

Neben den großen vorgestellten, idealen, absoluten Stillen, die die beiden Pole unserer tiefsten Sehnsucht – der nach den Anfängen und der nach dem Ziel – markieren, gibt es die kleinen Stillen unseres alltäglichen Lebens, das beinahe unendliche Vokabular unserer zufälligen und vertrauten Schweigsamkeiten. Das unruhige Stillschweigen, das lastende Schweigen, das tödliche Schweigen, aber auch die wundersame Stille, die komponierte Stille, das teuer erkaufte Stillschweigen. Das spontane Verstummen und das offizielle, das persönliche und das öffentliche Schweigen. Die Stille der Liebe, die Stille der Krankheit, die Stille des Alters. Das höfliche und das folgsame Schweigen. Das Schweigen eines Freundes und das Schweigen des Ehepartners. Stille Mienen und stumme Gesten. Stumme Tränen und ein stilles Lächeln. Das Schweigen der Werkzeuge und das Schweigen der Waffen. Die Stille der häuslichen und ländlichen Dinge, deren lastende Schwere niemand eindrucksvoller in Worte gefasst hat als Kohelet:

»[Wenn] das Tor zur Straße verschlossen wird;

wenn das Geräusch der Mühle verstummt,

steht man auf beim Zwitschern der Vögel,

doch die Töne des Lieds verklingen; [...]

ja, ehe die silberne Schnur zerreißt, die goldene Schale bricht,

der Krug an der Quelle zerschmettert wird,

das Rad zerbrochen in die Grube fällt,

der Staub auf die Erde zurückfällt als das, was er war,

und der Atem zu Gott zurückkehrt, der ihn gegeben hat.« (Koh 12,4.6–7)

Die Stille ist nicht selbstverständlich. Sie muss unablässig vermenschlicht werden, sie verlangt, dass eine immer feinere menschliche Sensibilität ihre verstreute Partitur aus der Wirklichkeit herausliest. Die Vandalen und die Mörder bringen die ganze Welt um sich herum zum Schweigen, doch ein solches Stillschweigen ist untermenschlich, und vor allem ist es stumm: Die wahre Stille wird nur von den Lebenden und für die Lebenden gemacht, und nur die Freunde des Lebens vermögen sie auf Dauer sogar aus den Resten der Geräusche herzustellen, die sie umgeben, der Geräusche, die durch sie hindurchgehen, denn während das Geräusch eher zum Plural neigt, ist die Stille zugleich der Lohn der verwirklichten und der Vorgeschmack der zu stiftenden Einheit. Als Gefährtin der Einsamkeit ist sie zudem das unentbehrliche Salz jeder echten menschlichen Beziehung, da sie dem Anderen die Zeit lässt, sich in seiner Andersheit zu manifestieren, und ihm das Wort erteilt: Sie ist der Zwischenraum, in dem der *Andere* stattfindet, in dem unablässig das unerhört Neue entstehen kann. Ehe sie *dort* ist, ist sie *hier*; ehe sie das erhabene Einstmals oder Jenseits ist, ist sie jetzt demütig und alltäglich unter uns, *zwischen* uns. Das Zwischen-Uns all unserer Zwiegespräche, dieser unaufhörlichen Unterhaltung mit den Wesen und den Dingen, die, so leise sie auch sein mag, unser Leben ausmachen sollte. Und dieses stille Zwischen-Uns will bearbeitet, kultiviert, gehegt sein, damit es nicht unterliegt, und es will geschützt sein, damit die Diktatur der Kommunikation uns nicht letztlich füreinander unhörbar macht, weil sie immer nur ein maßloses Streben nach unzähligen Akten der Selbstbespiegelung ist und deshalb in Wirklichkeit den Zwischenraum versperrt, in dem der andere am Platz ist. Der Erfahrung drängt sich eine Art Syllogismus auf: Die Liebe liebt es, sich zu erklären, und die Liebe unterhält sich aus der Entfernung: Ergo ist die Stille diese Entfernung, die die Sprache der Liebe entzerrt und so ihre Wahrhaftigkeit garantiert. Gott, so deutet der Prophet Zefanja es in seiner Hochzeitsverheißung an die »Tochter Zion« an, ist in dieser Hinsicht beispielhaft: *Silebit in dilectione sua* (Zef 3,17 Vulg.), mit anderen Worten: »Er wird Stille herrschen lassen im Herzen seiner Liebe.«

In die Mitte der (eben zitierten) Beschreibung des Aufstiegs, der ihn und seine Mutter der großen schauenden Stille entgegenträgt – Feuerstein, aus dem der Funke des Wortes springt, und Saum des Himmelreichs – baut Augustinus ein *Andante* ein: Er beschwört einen Moment des erquickenden Innehaltens herauf: Die paarige Stimmenflut ebbt ab, kehrt zurück zu ihrem leisen Niedrigwasser und umspült ein Gestade, wo die schwindenden Worte schon aus dem Stoff der Stille gemacht sind – wie Muscheln, aus deren Innerem man das Meer rauschen hört, wenn man sie sich ans Ohr hält:

»Da seufzten wir auf und ließen dort festgebunden ›die Erstlinge des Geistes‹ (Röm 8,23); und wir wandten uns wieder dem Getön der Rede zu, bei der das Wort Anfang und Ende hat.«⁷

Murmeln (*strepitus*), Prasseln der ausgetauschten Worte, aus denen – als wären auch sie Feuersteine – eine fruchtbare Stille entsteht, ein belebendes Tonikum, das (nicht beliebig, aber menschenfreundlich) die Geräusche der Welt aufnimmt;

Worte, die ein brennendes Stillschweigen hervorrufen können, weil sie selbst weit eher seine Glut als seine Asche sind. Die »Konversation« im eigentlichen Sinne beruht an und für sich immer auf einer doppelten abgründigen Stille: der Stille, aus deren Tiefe sich die Worte erheben, und der Stille, in deren Tiefe sie sich hinabzustürzen trachten. Dieses tiefe Fundament der Sprache – tief wie die Pfeiler eines Brückenbogens – garantiert ihre »Leitfähigkeit« und macht sie zu einem wahrhaft menschlichen Kommunikationsträger. Das wissen auch die Bäume: Kein Murmeln der Äste ohne die Stille der Wurzeln.

Einer ökologischen Katastrophe entgegen?

Kann aber eine Konversation, die diesen Namen verdient, in den Zeiten, die da kommen, noch geführt werden? Obwohl sie sich alle Mühe geben, uns Stille vorzugaukeln (doch wie ambivalent ist ihre Stille!), lassen die heutigen Kommunikationsmittel, indem sie uns eine Enzyklopädie ohne *Logos* anbieten und uns disparate Schwatzhaftigkeit gebieten, einen Krebs in uns wuchern, der unmerklich alle stilleproduzierenden Zellen verschlingt, bis wir völlig unfähig sind, die Stille – als Werk oder auch nur als Begriff – zu erfassen. Weil sie (natürlich nur, wenn wir sie nicht kontrollieren) imstande sind, dem Menschen in seinem tiefsten Inneren, in einer gewissen aktiven und künstlerischen Schweigefähigkeit, einen so grundlegenden Schaden zuzufügen, können sie sich als ebenso aggressiv und verheerend erweisen wie der Lärm der Metropolen, wie gewisse Verkehrsmittel, deren Überschwang an Dezibel – ein »Schwelgen in Lebenskraft«, wie Baudelaire sagen würde – so sehr Gefallen zu finden vermag, dass manch einer ihn wie einen musikalischen Hochgenuss in seinem Trommelfell willkommen heißt.⁸ Eine ganze Kunst (im Grunde die des Lebens selbst) bemüht sich, »Stille zu erzeugen« – und eine ganze leisetreterische Industrie bemüht sich, sie zu zerstören. Man äußert sich heute gerne besorgt über das Abschmelzen der Pole, über die Luftverschmutzung, über das Schwinden der großen Naturschutzgebiete. Doch wer hat es sich zur Aufgabe gemacht, diesen Kontinent, dieses Element, dieses Mineral, diesen kostbaren Rohstoff, diese Antriebsenergie, nämlich die Stille, zu vermessen – alle Stille, die auf der Welt herrscht, und alle Stille, die der Mensch in sich selbst herzustellen vermag –, um sie der Allgemeinheit als das Opfer der weltweit größten Misshandlung und subtilsten Gefährdung vor Augen zu halten?⁹ Auch hier, nicht in unserer Umwelt, sondern in unserem eigenen und tiefsten Inneren, ist ein ganzes Ökosystem bedroht. Wenn wir um uns herum und, mehr noch, in uns das unentbehrliche Hinterland der Stille zerstören, dann wird die intrinsische und wesentliche *Konversation* des Realen für uns unverständlich und jedwede Konversation zwischen uns unmöglich. Wir werden unter der Herrschaft der Verbindung leben, aber taub geworden sein für die »Anschlüsse«, für jene wechselseitige Freundschaft der Wesen und der Dinge, die nur im Stillschweigen geknüpft werden kann und sich nur dem Stillen, dem Schweigsamen offenbart. In dieser Ökologie der Stille, wie wir sie nunmehr bezeichnen können und dringend vertreten müssen, ist es letztlich die Zukunft der

Sprache, die »heilige Sprache« selbst – der »Stolz der Menschen«¹⁰ laut Valéry –, die auf dem Spiel steht. So, wie das Meer im Verhältnis über das Festland siegt, so müssen wir auch der Stille diese Mehrheit, dieses ältere Recht zugestehen, ohne das das Wort nicht einmal geboren worden wäre. Das Blut, das durch unsere Adern fließt, ist vom Unerhörten berührt, und vielleicht ist die Stille zwischen den Zeilen des Lebens auch selbst von der Ordnung des Blutes. Sie ist das Blut der verrinnenden Zeit, des sich entfaltenden Raums, der sich knüpfenden Beziehungen, der einander antwortenden Worte und der Dinge, die sich in der Unschuld ihrer Aussage darbieten. Die gewaltige Sinnausblutung, an der wir heute leiden, verlangt nach einer Blutspende, einer Stillespende. Für den Gott der Stille dämert vermutlich gerade der Abend herauf – und nur, wenn in uns das überlebt, was menschlich ist, wird für ihn auch wieder ein neuer Morgen anbrechen.

Anmerkungen

1 Paul Valéry, *Le Cimetière marin* und *Palme*, aus dem Zyklus *Charmes*, in: ders., Dichtung und Prosa (Frankfurter Ausgabe, Werke, Bd. 1), Frankfurt 1992, 175 u. 191.

2 Irenäus von Lyon, *Gegen die Häresien*, I, 1, 1 (dt.: *Des heiligen Irenäus fünf Bücher gegen die Häresien*, BKV, München 1912).

3 Charles Péguy, *Das Tor zum Geheimnis der Hoffnung*, Einsiedeln 42007, 169.

4 Vgl. François Cassingena-Trévedy, *Les Pères de l'Église et la liturgie. Un esprit, une expérience*, Paris 2009, 136–153.

5 Augustinus, *Bekenntnisse*, IX,10,25, München 31966, 465.

6 Simone Weil, *Schwerkraft und Gnade*, München 1989, 62.

7 Augustinus, *Bekenntnisse*, IX,10,24, 465.

8 Vgl. Paul Ardenne, *Moto notre amour*, Paris 2010, 65–81.

9 Vgl. die Publikationen des Anthropologen David Le Breton, insbes. *Anthropologie du silence*, in: *Théologiques* 7 (1999/2), 25–28.

10 Valéry, *Charmes: La Pythie*, in: ders., Dichtung und Prosa, 147.

Aus dem Französischen übersetzt von Gabriele Stein

Der Autor

François Cassingena-Trévedy, geb. 1959 in Rom, Dr. theol., studierte an der École normale supérieure (Rue d'Ulm) in Paris und ist Benediktiner der Abtei Saint-Martin de Ligugé. Seit 2001 unterrichtet er Liturgiewissenschaft am Institut Catholique in Paris. Sein Werk bewegt sich an der Schnittstelle von Theologie, philosophischer Reflexion, Spiritualität und Poesie. Er ist außerdem Übersetzer der Hymnen von Ephräm dem Syrer für die Reihe »Sources Chrésiennes« (Bde. 459 u. 502). Anschrift: Abbaye Saint-Martin, 2, Place du Reverend Pere Lambert, F-86240 Ligugé, Frankreich. E-Mail: F.Cassingena@abbaye-liguge.com.
